

(Nachdruck verboten.)

85)

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

„Mutter,“ sagte Pawel, „geh' hin und hol' die Bücher. Sie wissen schon, was sie hergeben sollen . . . sag' nur — es wäre fürs Land.“

„Gut!“ sagte die Mutter. „Der Samowar ist fertig — da will ich gehen.“

„Gibst Du Dich auch damit ab, Nilowna?“ fragte Rybin lächelnd. „So. Bei uns sind viel Bücherfreunde. Der Lehrer hat ihnen Appetit gemacht . . . soll ein braver Bursche sein, wenn er auch aus geistlichem Stande ist. Eine Lehrerin ist auch da, sieben Werst weiter . . . Nun, mit verbotenen Büchern arbeiten die nicht, sind Beamte . . . haben Angst. Ich möchte aber ein verbotenes, scharfes Buch haben . . . Das werde ich ihnen unterschieben . . . Wenn der Landrat oder der Pape das Buch sieht — dann denken sie, das haben die Lehrer verbreitet! Ich drücke mich beizeiten.“

Und zufrieden mit seiner etwas ruppigen Weisheit grinste er vernügt.

„Sieh mal einer!“ dachte die Mutter. „Sieht wie ein Wär aus und lebt wie ein Fuchs . . .“

Pawel stand auf, ging mit gleichmäßigen Schritten im Zimmer hin und her und sagte tadelnd:

„Bücher wollen wir Euch geben . . . aber was Ihr da vorhabt, ist nicht schön, Michail Iwanowitsch.“

„Wieso nicht?“ fragte Rybin, die Augen weit aufreißend.

„Was man tut, muß man auch verantworten . . . Es so einrichten, daß andere die Verantwortung tragen — ist nicht schön!“ erklang Pawels Stimme verdrießlich und vorwurfsvoll.

Rybin blickte zu Boden, schüttelte den Kopf und sagte: „Du sprichst unklar.“

„Was meint Ihr?“ fragte Pawel, vor ihm stehend bleibend. „Wenn man Verdacht auf die Lehrer hat, daß sie verbotene Bücher verteilen, kommen sie dann ins Gefängnis?“

„Gewiß . . . Aber was geht mich das an?“ fragte Rybin. „Ihr habt doch die Bücher hergegeben und nicht die anderen. Da müßt Ihr doch ins Gefängnis . . .“

„Komischer Kerl!“ lachte Rybin, sich mit der Hand aufs Knie schlagend. „Wer denkt denn an mich, ich bin doch ein einfacher Bauer; kommt denn das vor, daß die sich damit abgeben? Bücher sind Herrrensache, die haben dafür aufzukommen.“

Die Mutter fühlte, daß Pawel Rybin nicht verstand und sah, daß er mit den Augen blinzelte; das bedeutete, daß er böse wurde. Sie sagte vorsichtig und sanft:

„Michail Iwanowitsch will die Arbeit tun, die Verantwortung sollen aber andere tragen . . .“

„So ist's!“ rief Rybin, sich den Bart streichend.

„Mutter!“ sagte Pawel trocken. „Wenn jemand von uns, Andrej zum Beispiel, mir etwas unterschiebt und ich dafür ins Gefängnis komme, was sagst Du dann?“

Die Mutter zitterte, blickte ihren Sohn unsicher an und meinte kopfschüttelnd:

„Wie kann man gegen einen Genossen so handeln?“

„Aha — a!“ meinte Rybin gedehnt. „Ich habe Dich verstanden, Pawel.“

Dann wandte er sich spöttisch blinzelnd zur Mutter.

„Das ist hier ein kniffliger Fall, Mutter.“ Dann sprach er in befehlendem Ton zu Pawel:

„Du grüner Bursche. Wer Heimlichkeiten vor hat, fragt nicht nach Rechtfchaffenheit. Ueberlege einmal . . . Erstens: Ins Gefängnis kommt doch derjenige, bei dem die Bücher gefunden werden und nicht die Lehrer. Zweitens: Wenn die Lehrer erlaubte Bücher hergeben, so stehen in ihnen doch dieselben Dinge wie in den verbotenen, nur mit anderen Worten und weniger wahr; das heißt, sie wollen genau dasselbe wie ich, gehen aber auf Seitenwegen, während ich den Hauptweg gehe . . . Vor der Behörde aber sind wir gleich schuldig, nicht wahr? Drittens, Bruder, gehen mich die Leute gar nichts an. Fußgänger ist nicht Reiters Freund. Gegen die Bauern würde ich vielleicht nicht so handeln. Diese Lehrer

aber — der eine ist ein Popensohn, wie andere eine Gutsbesitzerstochter — warum haben die nötig, das Volk aufzuwiegeln . . . das begreif ich nicht! Ihre Herrrengedanken sind mir Bauern nicht verständlich. Was ich selbst tue — das weiß ich, was sie aber wollen — ist mir rätselhaft. Tausend Jahre lang sind die Leute ganz ruhig Herren gewesen und haben den Bauern das Fell über die Ohren gezogen. Jetzt wollen sie plötzlich den Bauern die Augen öffnen . . . An Märchen finde ich kein Vergnügen, mein Vieber . . . und das klingt wie ein Märchen. Wir sind alle Herren fern. Das ist gerade, als geht man Winters über ein Feld, da bewegt sich ganz weit vorne etwas Lebendiges — man fragt sich: was ist das? Ein Wolf, ein Fuchs oder einfach ein Hund — man kann nichts sehen! Ist zu weit entfernt.“

Die Mutter blickte ihren Sohn an. Sein Gesicht war traurig.

Rybins Augen aber glänzten dunkel, er sah Pawel selbstzufrieden an und meinte erregt, mit den Fingern den Bart krauend:

„Ich habe keine Zeit, schöne Worte zu machen. Das Leben macht ein ernstes Gesicht, ein Hundezwinger ist kein Schafstall; und jede Herde brüllt auf ihre Weise . . .“

„Es gibt Herren,“ meinte die Mutter, der bekannte Gesichter einfielen, „die ihr Leben für das Volk hingeben, das ganze Leben im Gefängnis zubringen. . .“

„Die zählen nicht mit, die sind ausgenommen!“ sagte Rybin. „Wird ein Bauer reich, so drängt er sich unter die Herren, wird ein Herr aber arm — mischt er sich unter die Bauern. Ist der Beutel rein, ist die Seele klein. . . Weißt Du noch, Pawel, Du hast mir gesagt, daß jemand so denk, wie er lebt, und wenn ein Arbeiter „ja“ sagt, muß der Herr „nein“ sagen; wenn aber ein Arbeiter „nein“ sagt, muß der Herr seiner Natur nach ganz bestimmt „ja“ schreien! So haben Bauern und Gutsbesitzer verschiedene Naturen. Ist der Bauer satt, fühlt der Herr sich matt. Natürlich gibt es in jeder Herde räubige Schafe, und ich will durchaus nicht alle Bauern verteidigen.“

Er stellte sich düster und stark auf die Füße. Sein Gesicht war finstler, der Bart zitterte, als wenn er unförbar mit den Zähnen klapperte; mit gedämpfter Stimme fuhr er fort:

„Ich habe mich fünf Jahre in Fabriken herumgetrieben, bin dem Dorfe fremd geworden, ja. Als ich nun dorthin kam und mich umsaß, merkte ich, ich kann so nicht weiter leben! Verstehst Du? Ich kann nicht. Ihr lebt hier und kennt keinen Hunger . . . braucht nicht solche Kränkungen zu ertragen. . . Aber dort . . . kriecht der Hunger das ganze Leben lang wie ein Schatten an die Menschen heran, und sie haben keine Hoffnung auf Brot, gar keine! Hunger hat die Seele aufgefressen, das Menschenantlitz zerkrast, und die Leute leben nicht mehr, sondern verfaulen. . . Und ringsum lauern die Behörden wie Raben, ob man einen Wissen übrig hat! . . . Sowie sie das sehen, schnappen sie ihn Dir weg und hauen Dich noch in die Schnauze. . .“

Rybin blickte um sich und beugte sich, eine Hand auf dem Tische, zu Pawel:

„Mir wurde übel, als ich dieses Leben wieder sah . . . Ich dachte, ich bringe das nicht mehr fertig. Nimm mich aber zusammen und sagte mir: du machst Dummheiten, mein Herz! Ich bleibe hier . . . Gebe niemandem Brot, aber werde Euch sonst was anrühren . . . ja, Bruder, das tue ich. Ich hasse die Menschen der Menschen wegen. Dieser Haß steckt mir wie ein Messer im Herzen und zittert drin hin und her.“

Seine Stirn war schweißig, er rückte langsam an Pawel heran und legte ihm seine Hand auf die Schulter. Die Hand zitterte.

„Gib mir! Gib mir Bücher, aber solche, daß, wer sie liest, keine Ruhe mehr findet. Man muß den Leuten einen Nagel unter den Schädel setzen, einen stacheligen Nagel. Sag Deinen Städtern, die für Euch schreiben — sie sollten auch für das Land schreiben! Laß sie so dick austragen, daß es in den Dörfern überläuft . . . daß das Volk in den Tod geht!“

Er erhob die Hand und sagte dumpf, indem er jedes Wort genau betonte:

„Den Tod überwindet man mit dem Tode — das ist es! Man muß also sterben, damit die Menschen auferstehen.“

Wögen Tausende sterben, damit das ganze Volk zum Leben auferstehe! Das ist es. Sterben ist leicht. Wenn nur die anderen auferstehen! Wenn die Menschen sich nur erheben!"

Die Mutter brachte den Samowar und schielte nach Rybin hin. Seine wichtigen Worte drückten sie nieder. Es lag etwas in ihm, das sie an ihren Mann erinnerte — der hatte ebenso die Zähne gefletscht, die Hände bewegt, die Ärmel aufgestreift, und in ihm lebte dieselbe Ungeduld und Wut. Jener war stumm, dieser sprach. Und war daher nicht so gefährlich.

"Das machen wir!" sagte Pawel und nickte. "Wir brauchen auch eine Zeitung für das Land. . . . Gebt uns Material, dann drucken wir die Zeitung. . . ."

Die Mutter blickte lächelnd auf ihren Sohn, schüttelte den Kopf, kleidete sich schweigend an und ging aus dem Hause.

"Tu das! Wir besorgen alles. Schreib so einfach, daß selbst die kleinen Kälber es verstehen!" rief Rybin.

XXVI.

In der Küche wurde die Tür geöffnet, jemand trat ein.

"Das ist Jefim!" sagte Rybin. "Komm her, Jefim. Das ist — Jefim . . . und der Mann da heißt Pawel. . . . Ich hab Dir von ihm erzählt."

Vor Pawel stand mit der Mütze in der Hand, in kurzem Halbpelz, ein blondhaariger, stattlicher, stämmiger Bursche mit breitem Gesicht; er blickte ihn lauernd mit seinen grauen Augen an.

"Guten Tag!" sagte er etwas heiser, drückte Pawel die Hand und glättete mit beiden Händen sein schlichtes Haar. Dann besah er das Zimmer und schlich sich alsbald wie verstoßen zum Bücherbort.

"Hast gesehen," meinte Rybin, Pawel zugewinkend. Jefim wandte sich um, blickte ihn an, begarn die Bücher durchzusehen und sagte dabei:

"Was habt Ihr viel zu lesen! Und habt doch sicher keine Zeit dazu. Auf dem Lande hat man mehr Zeit. . . ."

"Aber wohl weniger Lust?" fragte Pawel.

"Warum? Auch Lust!" erwiderte der Bursche, sein Kinn reibend. "Es ist jetzt eine Zeit gekommen, wo man nachdenken muß; wer das nicht will, kann sich nur hinlegen und sterben. Das Volk will nicht sterben, und da hat es nun angefangen, seinen Brägen zu rühren. „Geologie“ — Was ist das?"

Pawel erklärte es ihm.

"Ist nichts für uns!" meinte der Bursche, das Buch wieder auf das Brett stellend.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Joachim.

Wunderkinder leben meistens nicht lange. Das ist zweifach zu verstehen. Die einen beschließen ihr gesamtes Leben überhaupt früh; es sind dies die wirklich so zu nennenden Wunderkinder, die wahrhaft Frühreifen — ein Mozart usw. Die anderen sind mehr nur scheinbar Wunderkinder: nach einiger Zeit bläht die falsche Leuchtkraft ihrer Leistungen ab, und das Wunderkind erstirbt allmählich in dem Menschen, der sonst sehr brav und bieder weiterlebt. Haben wir aber einmal ein wirkliches Wunderkind vor uns, das mit normaler starker Kraft den Weg eines echten und tüchtigen und dazu noch außerordentlichen Menschen bis zu einem späten, naturgemäßen Ende weiterwandelt, dann ist unsere Freude groß, und dann ist auch, sobald ein solches Ende eintritt, unsere Trauer groß.

Am 15. dieses Monats starb zu Berlin der Mann, dessen Name unsere Reilen betitelt. Ueber 76 Jahre ist er alt geworden, und fast 70 Jahre hat er musikalisch gewirkt. So hat er trotz Einseitigkeit eine weite Spanne von verhältnismäßig raschen musikalischen Entwicklungen miterlebt, zum Teil mitbewirkt — stets in mannigfaltigsten sachlichen und persönlichen Beziehungen stehend. Sollte sein Nachlaß näher bekannt werden, so würden wir eines der denkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte der musikalischen Materialien erleben. Er sammelte Handschriften alter Meister und brachte einige hervorragende bedeutende in seine Hand; und was es nur alles an Andenken, Kunstbriefen usw. gibt, das wird man auch kaum irgendwo so reichlich finden, wie in diesem wahrhaft historischen Hause.

In einem schwer zu merkenden Dertchen bei Preßburg im Ungarischen wurde Joachim am 28. Juni 1831 geboren. Seine Abstammung war jüdisch, seine Konfession in späterer Zeit lutherisch. In das Jahr 1838 fällt sein allererstes Auftreten. Nun folgten fünf Jahre Studium in Wien. Das waren so recht die Zeit und der Boden für Onkel Biebermeier im günstigsten wie im ungünstigen Sinne. Eine sehr gute Tradition des Handwerks muß

damals geherrscht haben; aber etwa die Klavierquartette von Mayheder, der den Jünger in der Komposition unterrichtete, heute noch zu spielen, würde von den Musikern eine Entfaltung ersten Ranges sein. Doch der junge Geiger lernte bei Böhm jobiel, daß er im Jahre 1843, also 12 Jahre alt, zum ersten Mal ein größeres künstlerisches Auftreten in Leipzig wagen konnte. Gerade damals war soeben das Leipziger Konservatorium eröffnet, mit welchem ein neuer Grund für das Lehren und Lernen der Tonkunst gelegt worden ist. Mendelssohn leitete es und leitete auch den dort noch sechs Jahre studierenden, konzertspielenden und lehrenden Jünger, den im übrigen David auf der Geige und Hauptmann in der Musiktheorie unterrichtete. Doch schon 1844 begannen seine berühmten Konzertreisen, insbesondere nach London, in welche Stadt er bis ganz zuletzt immer wieder zurückkehrte, um dort in mehrfachen Konzertenunternehmungen allseitige Freude zu machen.

Eine besondere Freude kam für ihn, als er 1850 Konzertmeister in Weimar wurde. Da hatte er das entgegengesetzte Extrem zum biederem Onkel aus Wien und auch einen Gegensatz zu seinem, in der Mitte zwischen den Extremen schreitenden, Führern von Leipzig. Zu Weimar geriet er in die aufblühende „neudeutsche“ Kunst hinein, die namentlich durch das große Wirken von Liszt getragen wurde. Es wird nicht leicht zu unterscheiden sein, was er dort angenommen und nicht angenommen hat, und welche Vorzüge er den dortigen Einflüssen, welche er hinwieder anderen verdankt. Richard Wagner weist einmal darauf hin, daß Joachim sein eigentlich musikalisches Leisten dort gewonnen habe und anderswohin übertragen konnte. Er selbst aber fühlte sich dort bald recht fremd und blieb dann sein ganzes Leben mit Entschiedenheit, wenn auch nicht mit Härte, außerhalb jener gesamten Welt, welche durch die Namen der neuen Meister bezeichnet wird.

1852 war er zum erstenmal in Berlin aufgetreten, und 1853 ging er als Konzertdirektor nach Hannover. Dies blieb er bis zur Ablösung des alten Regiments durch das preussische, worauf er noch zwei Jahre dort wohnte. Inzwischen hatte er sich 1863 mit Amalie Weiß verheiratet, einer der bedeutendsten Altfängerinnen, die zuerst im Operngesang wirkte und dann die wohl berühmteste Konzertsängerin ihrer Zeit wurde. Die Ehe, aus der mehrere Kinder stammen, dauerte nur bis zum Jahre 1882, und die Sympathien der Oeffentlichkeit gehörten dem Mann auch über die Ehescheidung hinaus.

1868 begann sein Wirken in Berlin. Die neue Hochschule für Musik in unserer Stadt bekam ihn als Direktor und behielt ihn auch — von den typischen Akademieehren nicht erst zu sprechen. Die Hoffnungen, die sich nicht nur Richard Wagner auf das Berliner Wirken Joachim's machte, gingen insofern in Erfüllung, als die neue Lehrstätte bald einen großen quantitativen Aufschwung nahm. Wie viel davon auf ein eigentlich lehrhaftes Geschick des Direktors zu rechnen ist, wird uns wohl eine künftige Erforschung der Geschichte des Musikunterrichtes zeigen; jedenfalls scheint Joachim auch die Frische genossen zu haben, die das Lehren und das Lernen durchs Lehren erzeugen oder wenigstens bewahren. Abgesehen davon aber läßt sich nun einmal bei aller Pietät vor der Würde des Todes nicht verleugnen, daß diese Anstalt seit ihren ersten Fortschritten stehen geblieben ist. Rings umher wurde an Fortschritten des Musikunterrichtes gearbeitet; Großes geschah darin, und ein Hugo Niemann würde längst die leitende Stelle dieses Institutes verdient haben; aber wer das weder verwertete, noch auch durch irgend eine Teilnahme selbständig ergänzte, war eben unsere musikalische Hochschule, trotz der staatlichen und städtischen Unterstützung, die ihr zuteil wird und anderen Kräften viel eher zuteil werden könnte. Eine „Schuld“ Joachim's selber ist dabei schwer abzugrenzen; genug, daß er sich zwar pädagogische Mühe gab, daß aber eigentliche pädagogische Schöpfungen dabei doch nicht herauskamen, und daß seine künstlerische Bedeutung groß genug war, um anderes zu ersetzen.

Diese Bedeutung bestand darin, daß er nicht bloß einer der größten aller Meister der Violintechnik, sondern außerdem noch einer der wenigen Meister des musikalischen Gestaltens auf diesem Instrumente war. Etwas kraß gesprochen: es gibt nicht viel gute Musiker, aber Joachim war einer von ihnen und einer der allerbesten. Was vorher den höchsten Ruhm auf diesem Gebiete des Violinpielens errungen hatte, war die Virtuosität einer Akrobatikunst; speziell für Paganini scheint dies zu stimmen. Und seither wurde neben der Welt eines Joachim auch jene andere Welt fortgesetzt: Sarasate wurde sozusagen auf technischem Gebiete das, was jener auf künstlerischem war. Bei Sarasate besteht die Kunst aus Tönen, ist also keine eigentliche Kunst, auch wenn bei ihm die Töne selbst so wunderschön sind, wie vielleicht bei keinem anderen Kömmer, und wohl gerade bei Joachim nicht. Bei diesem besteht die Kunst nicht aus Tönen, sondern aus Motiven — wie die Wortsprache nicht aus Wörtern oder gar Lauten, sondern aus Sätzen besteht. Diese Elementargebilde als solche zu erfassen und aus ihnen in mannigfachster Abwechslung die Wiedergabe einer Komposition aufzubauen: das war seine Kunst und ist die Kunst schließlich eines jeden wahren Musikers. „Gegen den Sarasate ist der Wilhelm ein Joachim“ — mit diesem Schlagworte sagte H. v. Bülow am kürzesten das, was hier zu sagen ist.

Nur mußte man, wenn Joachim in die Feinheiten der kleinsten Gebilde und kleinsten Verschiedenheiten wirklich herauszuhören, während andere uns diese Art von geistigem Mikrophon ersparen. So war es wenigstens, als der Schreiber dieser Reilen Joachim

noch hören konnte; und damit stimmen zahlreiche Meinungen von Musikfreunden überein, die dem allgemeinen Ruhme des Joachimschen Spieles gegenüber kühl blieben und bei jüngeren Spielern weit mehr Leidenschaft usw. fanden. Tatsächlich besitzen wir schon noch einige Künstler der Geige, welche die Joachimsche Kunst der „Phrasierung“ ebenfalls, aber in einem weit stärkeren und reicheren Maße besitzen.

War das Altersschwäche? Im Jahre 1850 schrieb (wie ich einem Bericht über das der Künstlerin geltende Werk von Berthold Litzmann entnehme) Robert Schumanns Gattin Klara über den damals noch blutjungen Joachim: „Sein Spiel ist vollendet, alles schön, das feinste Pianissimo, die höchste Bravour, völlige Beherrschung des Instruments; doch das, was einen packt, wo es einem kalt und heiß wird, das fehlt — es ist weder Gemüt noch Feuer in ihm, und das ist schlimm, denn ihm fehlt keine schöne künstlerische Zukunft bevor, technisch ist er vollkommen fertig, das andere, wer weiß, ob das noch kommt?! Er ist übrigens ein lieber, bescheidener Mensch, und eben deshalb tut mir's doppelt leid, daß ich von ihm als Künstler nicht mehr entzückt sein kann.“ Später entstand eine treue Freundschaft und gegenseitige Verehrung zwischen den beiden. Ob aber Klara Schumann ihr damaliges Urteil später nicht nur in der Fassung, sondern auch im Kerne verändert hat? Sie hatte es gerade vor der dreijährigen Weimarer Zeit des Künstlers ausgesprochen. Demnach ist anzunehmen, daß er dort unter Liszt dasjenige gelernt habe, was Frau Klara später wohl als einen Gegensatz gegen 1850 gemerkt haben dürfte. Schwer anzunehmen ist aber, daß Joachim von einer kühlen Weise der ersten Jugend zu einer tief warmen des Mannesalters fortgeschritten und dann wieder als Greis zu der ersten Jugendweise zurückgekehrt sei.

Gerühmt wird ja ganz allgemein vornehmlich seine besonnene Reife, seine „klassische Ruhe“. Wie er diese Vorzüge bewährte, das wissen wohl alle Kunstfreunde, die ihn als Solisten wie auch in den seinen Namen tragenden Streichquartetten zu hören bekamen. Was diese Quartette für Berlin und London ständig und für andere Städte vorübergehend bedeuteten, kann hier nicht analysiert werden. Einmal kam Sarasate dazu, und Joachim war so bescheiden, dem Gaste den ersten Quartettplatz zu überlassen, während er selbst den zweiten ausfüllte. Die Enttäuschung muß aber recht groß gewesen sein.

Beethoven war Joachims eigentlicher Komponist. Auch als solcher ist der große Reproduktionskünstler produktiv aufgetreten. Nur hat er nicht die „neudeutsche“, sondern die „romantische“ Fortsetzung des Beethovenischen Schaffens zu der seinigen gemacht. Es sind nicht viele Werke, doch sie werden geschätzt. Vorwiegend handelt sich um Stücke für die Violine und auch für das Orchester. Ueber die Joachimschen Variationen war Brahms so entzückt, daß er 1856 dessen Begabung über die eigene stellte. Overtüren und Konzertsätze (besonders eines „in ungarischer Weise“) schließen sich daran an.

Das Alter brachte dem bis zuletzt rüstigen Mann auch Ehrungen von innerem Wert. Im Jahre 1889 wurde sein 50jähriges Künstlerjubiläum gefeiert und durch eine „Joachim-Stiftung“ verewigt, durch welche unbemittelte Schüler Prämien bekommen sollen. Und es ist noch nicht lange her, da brachte der Gefeierte unserm „Berliner Volksthor“ durch seine Mitwirkung ein wahrhaftiges Geschenk dar, auf das hin eine (von uns damals beschriebene) Huldigung und dieser hinwieder eine herzliche Aeußerung des Künstlers folgte. Sein edler und weicher, etwas zurückhaltender und nicht konfliktfreundiger Charakter scheint mindestens so groß gewesen zu sein, wie seine Kunst. Wahrscheinlich konnte jener niemand langweilen; diese konnte es unter Umständen immerhin. —

sz.

Kleines feuilleton.

Ein Jbhl aus Uganda. Der in Nairobi (Britisch-Ostafrika) erscheinende „Globetrotter“ berichtet von einem Vorkommnis auf der Ugandabahn, das bei aller Gefährlichkeit für den Europäer einer gewissen Komik nicht entbehrt. Trifft da von dem Stationsmeister Babu aus Simba bei dem Verkehrsdirektor folgendes Telegramm ein: „Dringend. 1.45. Löwe auf der Veranda. Bitte Lokomotiv- und Zugführer instruieren, vorsichtig und geräuschlos Station einfahren. Passagiere warnen, damit nicht aussteigen. Vorsicht auf dem Wege zum Amtszimmer.“ Während der unglückliche Babu von dem Löwen belagert in seinem Stationszimmer saß, kam als zufällige Rettungsexpedition ein Jäger vorüber und befreite mit einem wohlgezielten Schuß den bedrängten Beamten aus seiner ungemütlichen Lage. 50 Meter von der Station entfernt stieß er auf eine Löwin, die die Schienen beschmüßelte, und konnte auch diese erlegen. Eine Weile später trifft der Jäger wiederum am Bahndamm ein neues Löwenpaar; der eine fällt von einer Kugel getroffen, der zweite wird nur verwundet und greift den Schützen an. Inzwischen hat der Stationsmeister von Simba weitere Abenteuer mit einem Löwen. Um 9 Uhr abends trifft beim Verkehrsdirektor ein zweites Telegramm ein: „Ein Afrikaner 6 Uhr wieder durch einen Löwen verwundet; mit Draisine nach Masindu-Hospital gesandt. Bitte mit Vierhüfzig sicher Patronen schicken“; und ein paar Stunden später kommt ein neues Telegramm, diesmal „Extra dringend“: „Signalwärter von 2 Löwen umzingelt, auf Rückkehr von Signalposten angegriffen, sitzt

jetzt auf Telegraphenstange bei dem Wasserbehälter. Zug dort halten, Wärter mitnehmen und weiterfahren. Verkehrsdirektion bitte nötige Maßnahmen treffen.“ . . . Der Beruf eines Bahnbeamten der Ugandabahn scheint danach gewisse Schattenseiten zu haben.

Kulturgeschichtliches.

Ein Tierprozeß. Zu den Zeugnissen krassem Aberglaubens und tiefster Unwissenheit, die das Mittelalter uns hinterlassen, gehören auch die gegen Tiere geführten Prozesse. Es erscheint uns heute unfahbar, wie sonst ganz vernünftige Leute gegen unwissende und harmlose Lebewesen den ganzen finsternen Ernst, den ganzen schwerfälligen Apparat des damaligen Prozeßganges in Anwendung bringen konnten. Am häufigsten finden wir derartige Prozesse gegen die armen Mäuselein geführt, die in ihrer Unschuld über die gezeigten Hostien geraten waren. Der ganze Inquisitionsapparat wurde dann im ordentlichen Prozeßgange aufgeboten, peinliche Anklage wegen Kirchenschändung, Gotteslästerung und Zauberei erhoben und die Schuldigen, soweit sie erwünscht waren, verurteilt und auf dem Scheiterhaufen öffentlich verbrannt. Auch wenn sie sonst dem Menschen Schaden zugefügt, wurden die Tiere dafür bestraft. So wurden 1456 in Offenbach a. M. zwei Schweine lebendig begraben, weil sie ein Kind zu Tode gebissen. Daß man auch sonst im Prozeßwege gegen Tiere vorzugehen pflegte, beweist eine Nämungsklage gegen die Engerlinge, welche im Jahre 1480 auf Antrag des Doktors und Stadtschreibers zu Vorn, Thiering Frider und Benedikts von Montferat, Bischof von Lausanne, vor dem geistlichen Gericht zu Lausanne angestrengt wurde. Es heißt in dieser originellen Anklageschrift: „Du unvernünftig, unvollkommene Creatur, mit Namen Inger (Ingerling), und nenn dich darum unvollkommen, denn deines Geschlechtes ist nicht gewesen in der Arch Noä, in der Zeit der Vergiftung und Plag des Wassergusses; nun hast du mit deinem Anhang großen Schaden getan im Erdreich, und auf dem Erdreich einen mercklichen Abbruch zeitlicher Nahrung der Menschen und unvernünftigen Tiere. Und damit nun dergleichen durch euch und euren Anhang nicht mehr geschehe, so hat mir ein gnädiger Herr und Bischof von Lausanne geboten, in seinen Namen euch zu ermahnen, zu weichen und abzustehen. Und also von seiner Gnaden Gebots in seinen Namen und bei Kraft der heil. hochgelobten Dreifaltigkeit, und durch Kraft und Verdien unserers Erlösers und Behalters Jesu Christi, und bei Kraft und Gehorsamkeit der heil. Kirchengebieten und ermahne ich euch, in den nächsten sechs (6) Tagen zu weichen, all und jegliche, besonders aus allen Matten, Federn, Gärten, Feldern, Weiden, Bäumen, Kräutern und an allen Orten, an denen wachsen und entspringen Nahrungen der Menschen und Tiere, und an die Ort und Stätte auch fügt, da ihr mit eurem Anhang nimmer kein Schaden vollbringen möcht an den Früchten und Nahrungen der Menschen und Tiere, heimlich noch öffentlich. Wäre aber Sach, daß ihr dieser Ermahnung und Gebot nicht nachginget, und meintet Urfach zu haben, das nicht zu erfüllen, so ermahne ich euch als vor und lade und zitiere euch bei Kraft und Gehorsamkeit der heil. Kirchen am sechsten Tage nach dieser Exekution, so es Eins schlägt nach mittem Tag gen Wisflsburg, euch zu verantworten oder durch euren Fürsprecher Antwort zu geben vor meinen gnädigen Herrn von Lausanne oder seinen Vikarius und Statthalter.“ — — — Der Gerichtshof zu Lausanne setzte den Engerlingen einen gewissen Johann Perrodet als Fürsprecher und der Bischof fällte folgendes Urteil: „Und darauf, so haben wir in dieser Sach geurteilt aus Rat der Schriftgelehrten, daß die Verurteilung wider die schändlichen Inger kräftig sei und daß sie beschwört werden in der Person Johannes Perrodet, ihres Beschirmers. Und demnach gebieten ihnen und versuchen sie durch den Vater, den Sohn und den heil. Geist, daß sie von allen Feldern, Erdreichen, Samen und Früchten lehren sollen ohne allem Verzuge. Und also in Kraft solchen Urteiles erkläre ich euch hännig und beschwört; und aus Wirkung des allmächtigen Gottes, so sollet ihr verflucht heißen und wohin ihr immer lehrer täglich abnehmen, also daß von euch ganz nichts verbleibet als allein zu Nutz menschlicher Notdurft.“

Natürlich nuchte dieses Urteil nichts, und so rief man noch die Hülfe des St. Magnus Heiligtum in St. Gallen an. 1490 schrieb die Geislichkeit in Uri nach Konstanz um Hülfe gegen die Engerlinge. Der Generalvikar empfahl ihnen Prozessionen, fasten und beten. Die Messe solle man lesen für die Früchte der Erde und nach deren Vollendung die Litanei singen samt den vorge schriebenen Beschwörungen.

Aber geholfen hat das natürlich auch nichts. a. a.

Aus dem Tierleben.

Bei den Murmeltieren. Ueberschreitet man in den Alpen, z. B. in Nordtirol, beim Aufwärtssteigen die Baumgrenze, die bei etwa 1800 Metern liegt, so gelangt man ins Knieholz und schließlich auf die großen Alpenmatten. Wo sie von Trümmerfeldern durchbrochen werden, in die sich Schneeflecke einlagern, die die Nähe der Grenze des ewigen Schnees anzeigen, da ist das Reich der Murmeltiere. Lange ehe man die scheuen Tiere zu Gesichte bekommt, hört man ab und zu ihr kurzes, scharfes Pfeifen, den Warnruf, den sie beim Herannahen eines Feindes, und sei es auch ein harmloser Tourist, ausstoßen, ehe sie blizhnell in ihren Erdhöhlen verschwinden. Bleibt man in dem Augen-

Wilde, in dem man einen solchen Pfiff hört, sofort unbeweglich stehen, so kann man, wenn man Glück hat, noch das eine oder andere Rürmeltier vor seinem Loch stehen sehen. Es macht Männchen und sieht regungslos, bis eine Bewegung des Beobachters es verschreckt. Wer Geduld hat und sich hinter sonnigen Felsen lagert, hat wohl auch das Glück, eine ganze Familie der einen halben Meter langen Ragetiere hervorkommen und sich tummeln zu sehen. Von den saftigen Alpenkräutern, die sie verzehren, werden sie gegen den Herbst erstaunlich fett und wenn der erste Frost kommt, verlassen sie ihre Sommerwohnungen, um sich weiter unten im Walde in die geräumigen Winterquartiere zu begeben und in diesen Erdhöhlen familienweise in den acht Monate währenden Winterschlaf zu verfallen. Dabei wird die Atmung so vermindert, daß das angesammelte Fett zur Unterhaltung des Lebens für die lange Zeit ausreicht. Gründlich abgemagert erscheinen die Tiere nach der Schneeschmelze im Frühjahr auf der Oberfläche, um sich den Wanst wieder aufzufrisken. Obwohl den Rürmeltieren von den Bergbewohnern, die sie ihres Fleisches und Felles wegen schätzen, nachgestellt wird, läßt ihre Häufigkeit doch wenig zu wünschen. Ihre Scheuheit, wie die Unwirklichkeit ihrer nicht immer zugänglichen Aufenthaltsorte schützt sie vor der Ausrottung.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Das Brot unter dem Mikroskop. Das Brot ist als allgemeinstes Nahrungsmittel neben der Milch am häufigsten der Fälschung ausgesetzt, und es fügt sich unglücklich, daß ein solcher Betrug nicht immer leicht festzustellen ist. Die Sachverständigen, die sich besonders mit dem Studium dieser Fälschungen beschäftigen, stimmen in der Angabe überein, daß die Wehlkörner unter dem Einfluß der Broterzeugung gewisse Veränderungen in ihrer äußeren Erscheinung erleiden, wodurch sie schwer unterscheidbar werden. Jetzt hat Eugène Collin in den „Annalen für Analytische Chemie“ eine wichtige Arbeit veröffentlicht, die von Beobachtungen an reinem und gefälschtem Brot handelt. Es scheint nun, daß dieser Forscher zu dem verdienstvollen Ergebnis gelangt ist, den Gehalt von reinem Mehl auch in fertigem Brot mit ziemlicher Genauigkeit feststellen zu können. Es bleibt dabei gleich, ob sich die mit dem Mikroskop vorgenommene Prüfung auf altes und hartes oder auf frisches Brot bezieht. Das Verfahren ist folgendes: Man weicht eine Brotkrume in möglichst wenig Wasser auf über einem weichen Sieb, das auf einem Untersatz ruht, worin sich das abtropfende Wasser sammeln soll. Man behandelt die Brotmasse in dieser Weise so lange, bis das Wasser keine Trübung mehr zeigt. Auf dem Sieb bleibt dann eine pulverige Masse zurück, die in ein Uhrglas gebracht, mit etwas Glycerin versetzt und zu späterer Untersuchung beiseite gestellt wird. Außerdem läßt man das abgetropfte Wasser sich setzen und gießt dann die Flüssigkeit vorsichtig ab, so daß die enthaltene Trübe zurückbleibt. Aus diesen beiden Niederschlägen auf dem Sieb und dem Gefäß kann dann die Zusammenfassung des Brotes bestimmt werden. Ein aus reinem Mehl bearbeitetes Brot läßt auf dem Sieb nur ganz unmerkliche Mengen von Stärke zurück. Dagegen findet man darauf den größten Teil des Klebers, der ein Netz von ungleichen Maschen bildet und Ähnlichkeit mit einem Pflanzengewebe besitzt. Diese Reste von Kleber im Mehl sind für die mikroskopische Untersuchung wegen ihrer leichten Kennbarkeit besonders wichtig. In demselben Niederschlag läßt sich durch das Mikroskop nachweisen, daß sehr viele Stärkekörner während der Broterzeugung aus ihrer gewöhnlichen Form oder zum Aufplatzen gebracht sind. Immerhin bleibt eine ziemlich beträchtliche Zahl, die diesem Einfluß entgangen sind und sich nach Größe, Farbe, Form und dem Vorhandensein des Nabels deutlich erkennen lassen. Diese Angaben beziehen sich auf Weizenbrot. Beim Roggenbrot besteht der Niederschlag auf dem Siebe stets nur aus Kleber, und danach läßt sich auch das Verhältnis der Mischung beider Mehlsorten unter dem Mikroskop mit ziemlicher Genauigkeit ermitteln. Besonders kann das aber durch die Prüfung des Mehl-Niederschlags geschehen, weil die Stärkekörner von Weizen und Roggen an der Gestalt des Nabels, also der früheren Ansatzstelle des Samenträgers, zu unterscheiden sind. Die meiste Ähnlichkeit besitzen noch die Körner der Gerste, deren Zusatz aber doch an dem Niederschlag auf dem Siebe mit genügender Sicherheit ermittelt werden kann. Eine sehr gewöhnliche Verfälschung von Brot ist die durch Reismehl, die das Mikroskop mit voller Zuverlässigkeit enthüllt, da die Körner der Reismehlsorte immer in großer Zahl auf dem Sieb zurückbleiben und um so leichter zu erkennen sind, als sie bei der Broterzeugung weniger Veränderungen erleiden. Dies Ergebnis der Forschungen von Collin ist außerordentlich wichtig, da der Zusatz von Reismehl zu Weizen- oder Roggenbrot zu einer Plage zu werden begonnen hat. Außerdem werden auch gewisse Arten von Maismehl neuerdings in gleicher Weise mißbraucht, sind aber auch durch das Mikroskop leicht zu entdecken.

Technisches.

Das Wellmannsche Motorluftschiff. Gelegentlich der auf der Däneninsel, die als Ausgangspunkt der Wellmannschen Nordpolexpedition gewählt war, unternommenen Versuchsfahrten mit dem Motorluftschiff, in welchem Wellmann den Nord-

pol zu erreichen hoffte, stellten sich noch eine ganze Reihe von Verbesserungen als notwendig heraus, die vor dem Abgang der Expedition erst noch angebracht werden sollten. Das in diesem Jahre von Wellmann benutzte Luftschiff weicht nun wesentlich von dem vorjährigen ab. Die Zeitschrift „Le Génie civil“ enthält neuerdings darüber Angaben. Danach ist der Balloninhalt bedeutend vergrößert worden; er beträgt jetzt 7800 Kubikmeter. Der aus doppelter Seide und leichtem Gummistoff hergestellte Ballonkörper hat die Form einer sehr kurzen und dicken Zigarre, deren größte Länge 55,8 Meter und deren größte Dicke 16 Meter beträgt. Die Gondel ist 35 Meter lang und unten so schmal, daß sie nur für eine Person in der Breite Platz bietet. Sie hängt an einem Gestell von Röhren. Hinten trägt sie ein Steuer, das bei einer Oberfläche von 22 Quadratmeter nur 50 Kilogramm wiegt. Oben auf der Gondel läuft ein Gewicht, das dazu dient, die Lage des ganzen Schiffes zu regeln. Der Kiel der Gondel bildet einen 18 Kubikmeter fassenden Behälter für das Benzin, das in 14 durch Querschotten getrennten Abteilungen untergebracht ist. In der Mitte der Gondel steht auf einer etwas verbreiterten Plattform der zum Antriebe der beiden zweiflügeligen Seitenschrauben dienende Rotor, der bei rund 1000 Touren in der Minute 60 Pferdestärken gibt. Die Schrauben selbst sind mit ihm durch eine Zahnradübersetzung gekuppelt und drehen sich mit 400 Umläufen in der Minute. Nach früheren Versuchen muß das Schiff in dieser Ausrüstung 27 bis 30 Kilometer in der Stunde zurücklegen können. In der großen Ballonhülle sind mehrere kleinere Ballons untergebracht, die mit heißer Luft aus dem Auspuff des Antriebsmotors gefüllt werden können. Auf diese Weise erreicht Wellmann, daß der Ballon immer wärmer ist als die Außenluft, und bringt damit den sich etwa auf ihm ansammelnden Schnee, welcher als schwere Last wirken würde, zum Schmelzen. Wellmann gedenkt nur in einer Höhe von 100 bis 170 Meter über dem Erdboden dahinzufahren. An der Gondel ist zu diesem Zwecke ein Schleppseil angebracht, das aus einer Reihe von gelenkig miteinander verbundenen Kupferrohren besteht, deren Inneres mit Lebensmitteln und dergleichen gefüllt ist. Diese Gelenke sind mit Eisenblechen armiert, um die Röhren beim Schleifen auf dem Eise zu schützen. Der Weg von der Däneninsel bis zum Nordpol beträgt in Luftlinie 1136 Kilometer, etwa so viel wie von Memel bis Frankfurt a. M. Das Motorluftschiff soll nach Wellmanns Berechnung imstande sein, den doppelten Weg zurückzulegen. Die mitgeführten Lebensmittel reichen aber auf 10 Monate aus. In und auf der Gondel sind Schlitten, Material zur Erbauung einer Hütte und mehrere Schlittenhunde untergebracht.

Humoristisches.

— In der Sommerfrische. Gast: „Sagen Sie doch, Herr Wirt, hier auf dem Lande sollen ja Gemüse sehr billig sein! Sie machen aber so teure Preise, wie bei uns in der Großstadt!“
— Wirt: „Ich tu's nur deswegen, damit Sie sich hier wie zu Hause fühlen!“

— Robel Hausfrau (zur Köchin): „Lina, Sie müssen mir noch fünfzig Mark borgen, Ihren Monatslohn können Sie selbstverständlich gleich davon abziehen!“

— Beruhigung. Kaufmann: „Donnertwetter, da habe ich dem Maurerlehrling statt Gips Mehl gegeben! Na, es wird ja auch so halten, es sind ja über fünfzig Prozent Gips drin!“

— Beim Antiquitätenhändler. „Zweihundert Jahre sind die Sessel alt, und nicht sechs-hundert, wie Sie behaupten!“
— „Ich mein' ja auch alle drei zusammen!“
(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Der 7. internationale Physiologenkongress tagte diese Woche in Heidelberg. Unter den ausländischen Teilnehmern sind französische, englische und italienische Gelehrte besonders stark vertreten; auch vier Japaner nehmen an den Sitzungen teil.

— Ein neues Stück von Hermann Bahr wird im Laufe der kommenden Saison im Berliner Lessing-Theater zur Uraufführung gelangen. Das Werk, eine Komödie in drei Akten, führt den Titel: „Die gelbe Nachtigall“.

— Australneger und Urmensch. Auf dem letzten Deutschen Anthropologenkongress berichtete, nach der „Umfchau“, Prof. S. Klaatsch über seine Erforschung der Rasse der eingeborenen Bevölkerung in Australien. Danach fand er bei den Ureinwohnern eine vererbte Fußvariation, bei der die ersten Zehen sehr stark verkürzt, die zweiten beträchtlich verlängert waren, wodurch ein Vorfahrenstadium des Fußes mit großer Handähnlichkeit entsteht. Bei gewissen Stämmen wiesen jugendliche Individuen einen den ganzen Körper bedeckenden rötlich-blonden Haarschlag auf, der als Rest des ursprünglichen Felles des Urmenschen anzusehen ist und eine Schutzfärbung, entsprechend dem rötlichen Erdboden Australiens darstellt. Klaatsch bezeichnet die Australier als einen generalisierten Typus, der der Wurzel der Menschheit ganz nahe stehe.